

Harald Baloch

Im tiefsten Österreich

Anmerkungen zur aktuellen gesellschaftlichen und kirchlichen Situation

Bei vielen Auslandsaufenthalten konnte ich feststellen, wie spärlich und wenig analytisch Informationen aus und über Österreich – ausgenommen vielleicht einige kulturelle Events – an interessierte Leser in Europa gelangten. Wir müssen ein glückliches Land sein, dachte ich mir noch 1998 in Italien, als 14 Tage lang nichts von Österreich in italienischen Tageszeitungen zu lesen war. Doch seit dem Regierungswechsel 2000 ist die österreichische Innen- und Außenpolitik zu einem virulenten Thema in Europa geworden. Man schaut wieder auf das kleine Land, das scheinbar aus der europäischen Geschichte ausgetreten war, wie wenn sich hier eine gefährliche europäische Zukunft zusammenbrauen würde, wie wenn die europäische Wertegemeinschaft auf dem Spiel stünde. Österreich ist wieder zu medialer Bedeutung gelangt. Aber ins tiefste Österreich drangen noch nicht viele vor.

Was heißt aktuell?

Um die Struktur und die Dynamik der gegenwärtigen Diskussion um Österreich zu verstehen, muß veranschlagt werden, daß Aktualität hierzulande keine untere Zeitgrenze kennt. Alles Vergangene wirkt in der „österreichischen Seele“ nach und zusammen. Man spricht gegenwärtig mit Recht von der verdrängten nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs, doch die Art, wie dies geschieht, weist viel weiter zurück: auf die österreichisch-ungarische Monarchie.

Das verborgene österreichische Selbstverständnis ist noch immer das einer kulturellen Großmacht. Die Habsburg-Monarchie wird als tragisch gescheiterte Vorform eines wirklich großen Europas gesehen. Dazu hat zuletzt wesentlich der Krieg am Balkan beigetragen. Wie dort Ethnien aufeinander losgingen, entlastete die ältere österreichische Innen- und Außenpolitik von historischer Mitverantwortung am slawischen Nationalismus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Österreichische Diplomaten und Vertreter humanitärer Hilfsorganisationen, die in den jüngsten Balkankriegen tatsächlich beispielhaft und mutig agierten, begegnen etwa in Sarajevo einem unglaublichen Habsburg-mythos, in dem aller Fortschritt auf die „österreichische Zeit“ zurückgeführt wurde. Geradezu skurril war im Januar 2001 die Präsentation eines Prachtbandes

„Serben in Wien“ im Großen Salon des Österreichischen Parlaments durch Dejan Medakovic. Medakovic, der an der berüchtigten Erklärung der Serbischen Akademie der Wissenschaften mitgearbeitet hatte, welche die nationalistische Aggression des Milosevic-Regimes geistig vorbereitet hatte, schwärmte davon, wie die in Wien lebenden Serben um die Jahrhundertwende *dort* (!) die Demokratie gelernt hätten.

Man begegnet solchem Mythos gegenwärtig in allen politischen Aussagen, die an Österreichs Verantwortung für die Osterweiterung der Europäischen Union appellieren, er wirkt jedoch vorwiegend *formal* – als *Pathos*, das eine tief-sitzende Angst vor Minderwertigkeit, Unbedeutenheit und Überrolltwerden Österreichs durch ökonomische „global players“ überspielt. *Pathos* dringt in alle Ritzen des innenpolitischen Alltags und prägt auch die außenpolitischen Aktivitäten. Die Diskussion in und um Österreich wird geführt, als ginge es darum, das Aufkommen eines neuen Hitlerismus zu verhindern, als sei die Wiener SPÖ noch eine letzte Feste der Weltrevolution, als brauche die NATO dringend Österreich als strategisches Gelände, als wäre Österreich das Musterland einer neuen Weltenergieversorgung, Sozialpartnerschaft, Verwaltung usw. Wo immer man hinsieht, alles wirkt angesichts eines 7,5-Millionen-Volkes übertrieben und unproportioniert. Kleine Länder wie Belgien, die Schweiz oder Luxemburg agieren in vergleichbaren Situationen ruhiger, weniger nervös, weniger pathetisch.

Es könnte nützlich sein, die österreichische Wirklichkeit einmal auf die Couch mehrerer Psychologien zu legen. Dann würde man nach Carl Gustav Jung den Habsburgmythos als politischen Archetypus, nach Alfred Adler den aus den Niederlagen zweier Weltkriege resultierenden Minderwertigkeitskomplex, nach Sigmund Freud das Manisch-Depressive oder Hysterische in der Kultur und nach Paul Watzlawick die vielfältige Kunst, politisch unglücklich zu werden, diagnostizieren können.

Der Beitritt Österreichs zur Europäischen Union hat all diese Dimensionen „aktuell“ ins Spiel gebracht, denn dadurch wurden zugleich die Kleinheit des Landes und seine dazu disproportionale Mitentscheidungsmacht bewußt, eine neue historische Rolle wurde zugeschrieben und streßerfüllte Aufgaben, „euro-fit“ zu werden bzw. zu bleiben, die täglich als Legitimation eines hektischen Reformismus zitiert werden.

Der Jörg

Ein großes Wehklagen ist aus Österreich zu hören und dringt verstärkt von den Rändern Europas in die touristisch schon internationalisierten Alpentäler zurück: Ach gäbe es den Haider nicht, und es gäbe ihn auch nicht, hätten ihn die Medien

von Anfang an nicht so wichtig genommen, und er wäre auch nicht so wichtig, wollte Europa nicht ein Exempel an Österreich statuieren, denn andere Staaten haben genau dieselben Probleme mit ihren Nationalisten, und die ÖVP macht jetzt Haiders Politik wie aber schon früher die SPÖ, die zusammen mit der ÖVP jene Schulden machte, die jetzt als Argument angeführt werden, undurchdachte Reformen durchzuführen, die in Wahrheit nur eine neue Parteibuchpolitik verdecken, aber die Wahlniederlagen der FPÖ seien ein Hoffnungszeichen usw. Ich möchte in dieses Lamento nicht einstimmen, weil das Lamentieren zu sehr zur Basiskultur in unserem Land gehört. Die Grundstruktur österreichischen Klagens ist mir zu „apokalyptisch“, und zwar im Sinn der von William M. Johnston in der österreichischen Kultur bemerkten „fröhlichen Apokalypse“, die das Drohende letztlich doch nicht ernst nimmt und aus dem Scheitern heimliche Lust und Unterhaltung zieht. Das Phänomen des Aufkommens von Jörg Haider soll hier anders beleuchtet werden.

Eine Schlüsselerfahrung für mich war ein Kärntner Landtagswahlkampf mit dem ersten großen Haider-Plakat: „Der Jörg, der traut sich was“. Bei schwerem Regen nahm ich zwischen Klagenfurt und Völkermarkt einen Autostopper mit, einen Punker, der mit Sicherheit aus jeder Veranstaltung der Freiheitlichen Partei hinausgeworfen worden wäre. Um – mir zum Trost – etwas mit Sicherheit Kritisches zu Haider zu hören, wies ich den Punker auf das nämliche Plakat in der Kärntner Landschaft und fragte ihn, was er von Haider halte. „Der taugt ma, da anzige Politika, den i vasteh“ (Der einzige Politiker, den ich verstehe). Mir wurde in dem Moment klar, daß ich den fremden Punker erstens auf Hochdeutsch und zweitens nicht per Du angesprochen hatte. Weitergedacht und weiterbeobachtet ergab sich folgender Tatbestand: Die Sprache in der österreichischen Öffentlichkeit – sogar die des Boulevardjournalismus – ist noch äußerst „höfisch“, läßt die einfacher gestrickten Bürger schlicht verstummen. Die aristokratische Attitüde noch in der bürgerlichen Umgangssprache („Darf ich Ihnen dazu etwas sagen?“), die an sich begrüßenswerte Intellektualität vieler Politiker oder die coole Banker- bzw. Managersprache, welche jedwede „Troubles“ optimistisch wegzureden imstande war, machen eine große Schicht von Österreichern „unmündig“, schließen ihnen den Mund. Demgegenüber deckte Haider mit seiner Art, öffentlich zu reden, nicht nur ein massives Bedürfnis nach vereinfachter Darstellung komplexer Zusammenhänge ab (das versuchen alle Politiker), sondern verhiess auch „demokratischere“ Umgangsformen in einer noch immer vom Bundeskanzler bis herab zum Kommerzrat stark hierarchisch ablaufenden Kommunikationskultur. „Der Jörg“ redet – wie einst der Sozialdemokrat Olof Palme – nicht nur die Parteifreunde mit „Du“ an, sondern läßt sich durchaus auch so anreden. Er ist – so ein Plakat im Nationalratswahlkampf 1999 – „einer von Euch“. Busek war „Erhard“ nicht einmal für alle Mitglieder der ÖVP, und Klima „Vickerl“ zu nennen, war nur wenigen seiner Genossen vorbehalten.

Es ist jedoch nicht nur die Sprache Haiders, in welcher er – bevorzugt in der Menge – rasch von bäuerlicher zu proletarischer oder zu flott-bürgerlicher Kumpelhaftigkeit wechseln kann, um zwischendurch (seltene) staatsmännische Besonnenheit zu signalisieren, sondern vor allem seine *körperliche Präsenz*. Haider ist wohl der erste österreichische Politiker, der nach amerikanischem Muster, seinen „body“ ins Spiel brachte. Dazu gehören natürlich ekstatische Ausbrüche beim Reden oder hergezeigtes Leiden auch am Unverständnis der eigenen Parteifunktionäre, primär jedoch die Schaustellung von sportiven Leistungen. Wenn maßgebende Politiker und Politikerinnen in Österreich je öffentlich bei sportlichen Aktivitäten zu sehen waren, so wirkte ihr Tennis wie eine Zeitlupenaufnahme und ihr Schifahren wie am zweiten Tag eines Anfängerkurses. Der Jörg jedoch sprang am Gummiseil von Brücken, raftete Wildwasser hinunter, bestieg zum Jubiläum den Großglockner, lief den New-York-Marathon. Das Fernsehen war immer dabei, und Haiders Knie war das erste aufgeschürfte Knie aus einem österreichischen Politikerleben, über das wir im Bild waren. Verglichen mit den Auftritten Haiders in seiner sich dicht an ihn herandrängenden Anhängerschar sind die derzeitigen Parteiveranstaltungen der ÖVP und der SPÖ trotz modernen Designs puritanische Teekränzchen. Nur an Bruno Kreisky, dessen Unwirschheit und Müdigkeit bei öffentlichen Anlässen „echt menschlich“ waren, wäre der Körpereinsatz des Jörg aus Kärnten wohl gescheitert.

Erst wenn man diese beiden Aspekte – Durchbrechung der „Unmündigkeit“ und Sichtbarmachen des Körpers – würdigt, läßt sich verstehen, warum die explizit ausländerfeindlichen, nationalistischen und antisemitischen Sprüche Haiders so leicht „hineingehen“. Sie ruhen nicht nur auf unbewältigten nationalistischen Traditionen auf, sondern auf einer unbewußt vorweg gegebenen Zustimmung zu einer Person, die sich mehr als andere der Öffentlichkeit preisgibt, Emotionen zeigt, Aggressivität und Depression, Unverstandensein und Verfolgtsein primär durch jene, die zum gewöhnlichen Volk intellektuelle und „amtliche“ Distanz halten. Politik ist jedoch schon längst kein geordneter Diskurs mehr, sondern öffentlicher „Event“, tiefer verwurzelt in der katholischen Barockkultur als in der von Protestantismus getragenen Aufklärung.

Vom Konzil ...

Ähnlich „schräg“ erlaube ich mir die gegenwärtige kirchliche Situation in Österreich anzusehen. Auch hier ist eine längerfristige Perspektive notwendig, um Bruchlinien und Irritationen zu verstehen. Der verborgene Schwerpunkt aller pastoralen Bemühungen der katholischen Kirche in Österreich nach der sozialen und politischen Zerrüttung der 30er Jahre, der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs müßte wohl als „Versöhnung“ bezeichnet werden – Ver-

söhnung der politischen Lager, Versöhnung von Tradition und Moderne, Versöhnung zwischen Hierarchie und Laienbewegungen, Versöhnung der Konfessionen. Diese Entwicklung erreichte mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und durch dieses einen Höhepunkt, mündete dann aber Ende der 60er Jahre in schwere geistige und religiöse Turbulenzen. Hoffnungen, daß die Dynamik des Konzils zu einem harmonischen „Aggiornamento“ an die tiefgreifenden kulturellen Umbrüche der 60er Jahre führen würden, erfüllten sich nicht. Viele junge Priester, die eine Aufhebung des Pflichtzölibats erwartet hatten, legten ihr Amt nieder, und die Enzyklika „*Humanae vitae*“ löste bei den Laien großen Widerspruch, ihre „liberalere“ Interpretation durch die österreichischen Bischöfe einen immer noch schwelenden Dissens mit „dem Vatikan“ aus.

Die katholische Kirche erschien – innerhalb weniger Jahre – plötzlich wieder als personell und geistig geschwächt und stieß so auf die Reform- und Demokratisierungsschübe der ersten Amtsperioden der sozialistischen Minderheits-, dann Alleinregierung Kreiskys. Sie reformierte sich zwar selbst durch Einführung von Pastoral-, Diözesan- und Pfarrgemeinderäten weiter, gewann auch an geistlicher Vertiefung, aber das öffentliche Geschehen begann, an der katholischen Kirche vorbeizulaufen. Trotz massiven Widerstands der kirchlichen „Aktion Leben“ und der ÖVP änderte die Regierung Kreisky das Abtreibungsstrafrecht. Die sogenannte „Fristenlösung“ führte jedoch auch zu einer größeren Distanz zwischen Kirche und ÖVP, weil Kardinal Franz König aus Sorge, der historische Konflikt zwischen Kirche und Sozialismus könne wieder aufflammen, verhindert hatte, daß die Frage der Fristenlösung in den Nationalratswahlkampf 1975 gezogen wurde. Traditionelle Kreise der Kirche fühlten sich von der Kirche „verraten“ (und bezeichnen Kardinal König noch immer als „roten Kardinal“, wenn nicht sogar als Freimaurer). Junge politische Flügel in der ÖVP lösten sich geistig von der katholischen Amtskirche, aus Angst, sie könnten – insbesondere von der sich gerade im Zusammenhang mit der Abtreibungsfrage formierenden Emanzipationsbewegung der Frauen – als reaktionär abgestempelt werden.

Aufgrund neu erwachter Gegnerschaft zum „sozialistischen Lager“ und gelockerter Bindungen an das christdemokratische übte die größte Faszination für junge Katholiken Ende der 70er Jahre die Alternativ- bzw. Grünenbewegung aus. Aus der Sicht der großen politischen und wirtschaftlichen Kräfte war damit der Ausstieg der katholischen Kirche aus dem innenpolitischen Geschehen Österreichs vollendet.

Für alle, die dem christlichen Glauben einen höheren Stellenwert als die säkulare Gesellschaft zumessen, bedeutete dann der erste Besuch Papst Johannes Pauls II. 1983 in Österreich eine große Befreiung aus dem relativen Nischendasein des österreichischen Katholizismus. Es waren gewissermaßen wieder barocke Tage, in denen die ganze gestaltende Kraft der Kirche auflebte, das öffentliche Leben prägte und ein weit über den kirchlichen Bereich hinausgehendes Solidaritäts-

und Gemeinschaftsgefühl ermöglichte, das politische Parteien schon lange nicht mehr wecken konnten. Aus vielen Gesprächen damals weiß ich, daß die Begeisterung, die dem Papst in ganz Österreich entgegengebracht wurde, sich der Einsicht verdankte, daß er als Pole maßgeblich zu einer damals noch friedlichen Auflösung des kommunistischen Machtblocks beigetragen hatte und die soziale Botschaft des Zweiten Vatikanischen Konzils mit persönlichem Einsatz weltweit vertrat. Auf die damals und nochmals 1988, beim zweiten Pastoralbesuch erlebten europäischen Visionen des Papstes konnten sich die deutlichen Erklärungen der katholischen Kirche zum EU-Beitritt Österreichs samt der Mahnung, Europa als „ganzes“, einschließlich Osteuropas zu sehen, beziehen.

... zum Dialog in „Kurtistan“

Um so schockartiger trafen den kurz atemschöpfenden österreichischen Katholizismus aber dann die „Kurskorrektur“ des Vatikans mit der Ernennung der Bischöfe Kurt Krenn, Klaus Küng, Georg Eder, Andreas Laun und die sogenannte „Affäre Groër“. Letztere löste das „Kirchenvolksbegehren“ aus, jenes wiederum den vom steirischen Diözesanbischof Johann Weber promulgierten „Dialog für Österreich“, der in den heute schon legendären „Salzburger Delegiertentag 1998“ mündete.

Rückblickend empfinde ich die 90er Jahre dennoch so, als sei die katholische Kirche Österreichs auf der Stelle getreten. Innerkirchliche Themen und Konflikte wurden mit großem Aufwand abgehandelt und fanden – wenn genügend skandalträchtig – auch ein mediales Echo, die katholische Kirche war jedoch in den wichtigen gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen als gesamtösterreichische weitgehend absent. Gesellschaftlich relevante Fragen wie etwa die Gentechnologie, die ökonomischen Folgen des EU-Betrtritts, die Medienpolitik, die Frage der Immigration usw. wurden nicht mit der Aufmerksamkeit und Deutlichkeit behandelt, die sie verdient hätten. Aus der Sicht engagierter Katholiken war Österreich ein anderes Land geworden, und dessen innerkirchlicher Spitzname ist „Kurtistan“, gebildet nach dem Namen des Sankt Pöltner Diözesanbischofs Kurt Krenn.

Bischof Krenn ist ein Phänomen „sui generis“: im persönlichen Umgang äußerst charmant, witzig, diskussionsfreudig und schlagfertig, in seiner Rolle als Bischof und als Mediengestalt jedoch höchst problematisch. Kirchenkritische und kirchenferne Journalisten haben an ihm – österreichisch gesagt – „einen Narren gefressen“, denn er ist jederzeit bereit, *nach* Bischofskonferenzen seinen österreichischen Amtskollegen in Presse- oder TV-Interviews zu widersprechen oder zu sagen, daß er sich – kirchenrechtlich hat er Recht – nicht an Beschlüsse der Bischofskonferenz gebunden fühle. Die Abfolge Bischofskonferenz – Presse-

konferenz der Bischofskonferenz – Krenn-Interview in der Woche darauf ist bereits zu einem fixen Ritual in Österreich geworden.

Mir ist klar, daß ich dieses Faktum durch die öffentliche Darstellung ebenfalls wieder aufwerte. Es darf dabei aber nicht vergessen werden, daß Österreich als ganzes ein Dorf ist, in dem einzelne Persönlichkeiten eine alle anderen determinierende Rolle bekommen können und zwar je stärker, je weniger sie Probleme differenzieren und je stärker sie die jeweils anderen an den Defiziten in Staat oder Kirche als schuldig bezeichnen. In diesem Sinn gibt es eine strukturelle Verwandtschaft zwischen dem politischen Populismus Haider und dem progressiven Populismus des Kirchenvolksbegehrens – ja, auch des Kirchenvolksbegehrens! – sowie dem konservativen Populismus Bischof Krenns. Auf der Strecke bleibt der Dialog, der von Bischof Krenn wiederholt als überflüssig, weil dem katholischen Wahrheitsprinzip unangemessen, bezeichnet wurde, der aber auch bei den Initiatoren des Kirchenvolksbegehrens nur dann wirkliche Wertschätzung findet, wenn ihre Forderungen ratifiziert werden.

Überforderung

Als zusammenfassendes Charakteristikum für die Situation aller Institutionen drängt sich mir das Wort „Überforderung“ auf. Österreich ist „überfordert“ durch alte und neue Mythen, die es über sich selbst hegt und denen es nie entsprechen kann, durch die immer wieder durchbrechende Problematik der Jahre 1934 bis 1945, durch massive Reformnotwendigkeiten und ebenso massive wechselseitige politische und auch kirchliche Blockaden, durch die Komplexität der Europäisierung nach dem Wegfall des einfachen Ost-West-Schemas. Die multifaktorielle Überforderung erzeugt eine freischwebende Aggressivität, die quer zum tiefgehenden Harmoniebedürfnis in der „österreichischen Seele“ steht und sich weitgehend als Autoaggression und Defaitismus zeigt.

Zugleich scheint der größte kulturelle Schatz, solche Widersprüche zwischen Norm und Wirklichkeit zu bewältigen, aufgebraucht worden zu sein: der schwarze, skurrile, weise österreichische Humor. Er existiert zwar weiter in einer durchaus aufblühenden Kabarettszene und in manchen selbstironischen Fernsehproduktionen. An Politik und auch das kirchliches Leben muß jedoch die Frage gestellt werden, ob sie noch „einen Witz haben“, d. h. in unserer Umgangssprache: einen „Sinn“. Man kann Humor und Selbstrelativierung nicht dekretieren, aber ihr Fehlen sollte wenigstens bemerkt werden.